Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 17

Artikel: Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor: Jacot Des Combes, Sophie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639647

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Madonna. Von Wilhelm Lennemann.

Blütenduft im Wiesengrund,
Sang und Klang in allen Weiten,
Junge Frau, um deinen Mund
Lächeln leise Seligkeiten . . .

Schaut Maria mit dem Kind
Hart am Weg aus ihrem Schreine,
Und du nickst als wie vertraut
Zu den Zwei'n im Heil'genscheine.

Nickst und eine Weile fliegt
Warm in Schläfe dir und Wangen . . .
Deine Tage — hoffe nur —
Sind in Gnaden aufgegangen!

Leise gehst du, — wegzurück
Noch ein Gruss dann der Madonne . . .
Sehnsucht, Welt und Heil'genschein
Glühn in Güte und in Sonne.

Blüten nicken gelb und rot,
Die dir nie so lieblich deuchten . . .
Und du gehst, als wie im Traum,
Durch das blaue Sommerleuchten.

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

17

Wir waren von der breiten Straße in einen stillen Waldweg eingebogen; ich hatte es nicht einmal gewahrt, daß vorher noch Menschen um uns gewesen.

„Gottlob", sagte er, den ich lieben mußte, „endlich kann man ein vernünftiges Wort reden."

Nun erst sah ich mich um. Schweigsam umhüllte uns Tannengrün. Ueber uns schwang das gleichmäßige Rauschen der Wipfel wie ein durch Ewigkeiten unerfüllter Wunsch. Sonnensterne hingen zwischen den dicht aneinanderstoßenden Zweigen, und an den leise sich biegenden Stämmen herab glitt das Blau des Himmels.

Seine Blicke folgten meinen Augen, bis er sie eingefangen hatte und hielt.

Wir setzten uns ins sonnenduftende Gras.

„Es ist schauderhaft schwer, ein ehrlicher Kerl zu bleiben", sagte er. „Ich weiß nicht, was das mit mir ist, aber es will nie recht Frieden mit mir selber werden. In mir drin wird mit zweierlei Feilen gestrichen, und ich weiß immer noch nicht, welche die richtige Arbeit tut. Das Herz will einem manchmal von dem vielen widerborstigen Gekratze und Geschleife auseinandergehn. Die Mutter grämt sich, weil ich die Schlosserei vernachlässige, die ich vom verstorbenen Vater übernommen habe. Ich weiß wohl, ich muß die Mutter und die kleinen Brüder über Wasser halten, sollte das viele Pröbeln lassen und mich ums Geschäft bekümmern. Aber kaum gehe ich in der Schlosserei recht ins Zeug, so packt mich solch ein schlechtes Gewissen, als versäume ich das Wichtigste auf der Welt, und einem Mörder kann es nicht schlimmer zumute sein, als mir, wenn ich doch tue, von dem ich weiß, es ist meine Pflicht! Sagen Sie selber, Fräulein, was ist das für ein Satansleben!?"

Er sah mich hilfeflehend an. Ich legte leise meine Hand auf die seine. Er zog sie dicht an sich, zog mich an sich und küßte mich auf den Mund.

Eine lange Weile fanden wir beide kein Wort mehr. Mit Mühe nur erzählte ich ihm, wie auch ich so schlimm von einem zum anderen geirrt, wie ich, ohne zu wissen was ich tat, fort sei vom Vater. —

Er folgte mir aufmerksam nur bis dahin, wo er wußte, ich war allein in der Welt, fast freudig darüber, sich als meinen alleinigen Schutz zu fühlen, und dann fuhr er wieder fort, sein Leben vor mir auszubreiten, seine Vergangenheit und seine Zukunftsträume, und ich sah durch seinen reinen Sinn wie durch ein offenes Fenster, empfand aber zugleich mit unendlicher Sorge, daß es mir schwer werden würde, ihm meine Erlebnisse von dort an weiter zu erzählen, wo er mir das Wort abgeschnitten hatte.

Von fernher trug uns der Sommerwind Tanzmelodien zu. „Wir wollen auch hinauf!" rief Ernst plötzlich, „essen und trinken und tanzen! Komm laß uns Sonntag feiern und die Welt vergessen! —"

Ja, flehte es in mir, froh sein, die Welt vergessen!

Schon hatte er mich auf seinen Arm gehoben und trug mich lachend ein Stückchen vor sich her — solch ein Riese

war er. Und den Berg hinauf ging's; wir aßen und tranken und tanzten bis in den kühlen Abend hinein.

Ernst nahm vor meiner Haustür Abschied von mir. „Morgen Abend komme ich, gegen acht!"

„Ja, morgen —."

Ich sank in meinem Zimmer vor meinem Bett auf die Knie, ich barg mein Gesicht in tiefster Herzensangst in die Hände und betete: „lieber Gott, ihn muß ich lieben und kann nicht von ihm lassen, hilf du, daß er mich nicht verachtet, wenn ich ihm sage, wer ich bin."

Und als ich mich niedergelegt hatte und mir vornahm, noch so recht über das nachzudenken, was geschehen war und was werden würde, da umhüllte mich ein fester und tiefer Schlaf, als wollte ein gütiger Geist mich Kraft schöpfen lassen für das, was zu bestehen mir vorbehalten war.

Ein langer Tag schob sich zwischen meine Ungeduld und die Verheißung des Abends. Immer wieder horchte ich während der Arbeit in meine Uhr hinein, ob ich sie auch ticken höre, und erschrak dann wiederum, wenn ich ihr eiliges Laufen vernahm, das mich nicht nur dem heißersehnten Geliebten, sondern auch der Qual näher brachte, das Ungesagte ihm zu offenbaren.

In der Mittagspause kaufte ich einen Arm voll bunter Blumen, die mir mein Stübchen schmücken sollten, und fast wäre ich zu spät ins Geschäft gekommen, so lange stand ich, mich zum Abend hinträumend, davor.

Dann vernahm ich wieder das Surren meiner Maschine wie aus weiter Ferne, die Stimmen der Mädchen wie Regen oder Wind, die man hört, ohne sie zu verstehen. Plötzlich stach mein Name in mich hinein wie eine Nadelspitze. Clara hatte ihn gerufen und fuhr fort: „da könnt ihr sehen, wie verliebt das heilige Fräulein ist, sie hört ja nicht einmal, wenn man sie laut anruft!"

Ich sah nach der frechen Spötterin. „Nicht wahr, Sie haben einen Bräutigam, Fräulein Keller?" lachte sie, „die alle wollen mir nicht glauben, das kommt daher, weil gestern jede mit ihrem eigenen Schatz zu tun hatte, — aber ich habe Sie gesehen, mit Ihrem Liebsten, beim Tanz und auch abends auf dem Schiff — herrjeh, mir machte der Angst, so ein großer, fester! Mich würde so einer ja in der Hand totdrücken."

Alle sahen mich an und kicherten. Mir war, als zerrisse ein eisiger Luftzug alle Hüllen meiner Seele. Es gab einen Menschenmund, der so von meiner Liebe zu sprechen wagte? Es gab alltägliche Ohren, die darüber reden hörten, gleichgültige Lippen, die darüber spotteten — über meine Liebe — über etwas, das gewiß so groß, so unendlich noch nie in der Welt gewesen war! — Und ein fürchterlicher Gedanke kam über mich: wenn nun Ernst die Vorgänge bei Hüppis mit der Welt Augen betrachtete und nicht meiner inneren Ehrlichkeit glaubte?

Ich meinte vor Angst vergehen zu müssen. — Dann dachte ich an meines Liebsten Augen, an seinen klaren und geraden Blick, und ich schöpfte wieder Mut und Vertrauen. Er mußte mir glauben, er würde alles verstehn! —

Nach Geschäftsschluß mußte ich daheim in meinem Stübchen noch fast zwei Stunden allein sein und warten. Ich verzehrte mein Nachtmahl, säuberte immer wieder den Tisch von vermeintlichen Krumen, die längst nicht mehr darauf lagen, löste das Etikettenpapier von dem großen Einmachglas, das dem Blumenstrauß als Vase diente, rückte die beiden Stühle unendlich oft hin und her, um den besten Platz für sie auszuproben, und trat endlich ans Fenster, das glühende Gesicht zu kühlen.

Rot färbt der Abendschein den leise wallenden Fluß, des Baumes Geäst schimmert, warm umhüllt vom Duft des versinkenden Tages. Liebe, Vereinigung überall, Frieden und Erlöstheit von aller Not. Bald werden die Sterne aufgehen, die Sichel des Mondes wird leicht und leise schweben wie ein einziges glänzendes Wölklein am dunkelnden Himmel. Ernst wird hier bei mir stehen, ich werde ihm alles sagen, dann wird in mir Ruhe sein, Einklang, Liebe, und Freude. —

Seine Schritte waren es, die mich erweckten. Er tritt herein zu mir, schließt mich in seine Arme. Ich fasse seine Hand, ich ziehe ihn ans Fenster. Ich suche nach seinen Augen und sehe Tränen darin.

„Etwas Schlimmes bringe ich dir mit!" sagt er, „doch es muß vom Herzen, rate du, hilf du mir und dir, den rechten Weg zu finden. Ich habe mit der Mutter von unserer Liebe gesprochen, du weißt, sie ist krank, und man muß ihr verzeihen, daß sie hart geworden ist in Schmerzen und Mangel und Einsamkeit. Sie denkt an sich, immer nur an sich selber. Sie macht sich Sorgen um ihre, um der Brüder Zukunft, und will dich erst sehen, wenn der Prozeß gewonnen ist.

Morgen, Anna, wollte ich dich zu ihr bringen, ach, ich bin sicher, sobald sie dich kennt, muß sie dich lieben. Aber sie weinte und geriet außer sich."

„So müssen wir Geduld haben", sagte ich traurig und spürte eine neue Wunde brennen.

„O, dieser Kröser, der Schuft!" zürnte Ernst, „wäre er ehrlich, das Leben gehörte mir! Mit dir zusammen sein, und ohne ständige Sorge an das denken dürfen, was ich noch ans Licht bringen muß, wäre es nicht schon das Paradies? Anna, wenn nun der Prozeß nicht gut ausläuft? Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Quälerei ewig so weiter geht! —"

Seine Hände zitterten vor Erregung, ich nahm sie in die meinen und sagte: „wir lieben uns, ewig, immer, was kann uns geschehn?" und ich wollte fortfahren und anheben, von mir zu berichten. Doch Ernst hatte noch unendlich viel auf der Seele. Er sprach fast erbittert von seiner Kindheit, wie man immer nur Pflicht und Arbeit von ihm verlangt, wie jung ihm die Sorge aufgebürdet worden, und wie herrlich er sich das Leben geträumt mit mir, die ihm zuhören könne, wie noch nie jemand. —

Ach, hätte er geahnt, unter welchen Qualen ich ihm zuhörte! Hin- und hergeschleudert von dem Drang zu reden, von der Angst, ihn zu verlieren, ließ ich den Abend vergehn, duldete ich sein Vertrauen und seine Küsse und sagte ihm nicht, wer ich war.

Und Andreas, immer schwerer wurde der Entschluß. Meine Liebe war vergiftet, ich rang mich wund an der immer größer werdenden Schuld, und fand keinen Mut, sie von mir abzuschütteln, dem Geliebten mich frei zu bekennen. Tag nach Tag nahm ich mir vor, heute zu reden.

J. G. Steffan: Frühling am Starnbergersee.

Abend nach Abend verließ er mich, ohne daß ich meine Furcht überwunden hätte.

Eines Dienstags kam Ernst glückstrahlend zu mir: „Unser Prozeß läuft, und ich werde ihn gewinnen! Kröser hat dem Anwalt Peter, ich weiß nicht was geboten, wenn er mich dazu bringt, daß ich die Klage zurückziehe. Aber der kann lange bieten!" lachte Ernst, „mein Petrus ist ein goldehrlicher Mensch, und mich kriegt der Kröser nicht klein, vor aller Welt will ich ihm beweisen, was für ein Erzhallunke er ist. In sechs Tagen ist die Verhandlung, und in acht Tagen heiraten wir! —"

Dann kam noch einmal die Kröser-Geschichte zutage, von Anfang bis zu Ende, und Ernst sprühte Rache und Gewalt. Es litt ihn nicht im Zimmer, er stürmte mit mir hinaus in die laue Septembernacht, und nun wußte ich, es gab kein Erbarmen mehr, ich mußte reden! Ich erzählte tastend, wie Hüppi mich gebeten, ihm Modell zu stehn, wie ich mich zuerst vor ihm gefürchtet. —

Mit einem Ausbruch wütender Eifersucht unterbrach mich Ernst. Schlimmer als handle es sich um Kröser fuhr er auf: „Das glaube ich, daß du dort nicht bleiben wolltest, der soll mir nur nicht in den Weg laufen, erwürgen könnte ich ihn!"

Ich versuchte erschrocken, dem Liebsten klar zu machen, was Hüppi für ein lieber, grundgütiger Mensch war, versuchte ihm darzutun, was das Modell für einen Künstler bedeutet.

Ernst herrschte mich an: „Du, Anna, willst so einen verteidigen? Soll ich denn auch an dich nicht mehr glauben?" Er war außer sich.

Und da sank ich am tiefsten. Ich schwieg und ließ Ernst für mich lügen bis er sich beruhigt hatte. Ich ließ mich von ihm küssen und sagte mir: ach, nur heute noch ihn halten, ihn heute noch nicht verlieren. —

Als an jenem Abend Ernst von mir gegangen war, nahm ich mir vor, mich umzubringen. Ernst von meiner Unschuld zu überzeugen war unmöglich. Mein Bild aber, das er in seiner Seele trug, zu zerstören und ihm eines dafür zu geben, das er, wie ich nun sicher war, verabscheuen mußte, dazu fühlte ich mich außerstande. Ich wollte nicht länger nutzlos kämpfen. Noch einmal wollte ich sein Herz an meinem Herzen spüren — und dann, heimlich Abschied von ihm nehmend, still aus der Welt gehen, ohne daß er erfuhr, wer ich gewesen.

Auch die Liebe war ein Wahn, Verstellung und Lüge; es war nicht zu finden, das Herz, das mit meinem schlug. Auch er, von dem ich glaubte, er liebe mich über alles, er liebte nur sich selber in mir. Aber das war der Unterschied zwischen ihm und den anderen, die Liebe, die er mir eingeflößt, war solcher Art, daß ich mich selber hassen mußte, weil er mich nicht liebte wie ich war. Was wäre mir also anderes geblieben als der Tod, sobald ich dieses erfahren hatte?

Der Entschluß gab mir eine noch nie gespürte ruhige Festigkeit. Ich nähte meine Wäsche mit größter Sorgfalt; niemand sollte mir nachsagen, daß ich am letzten Tag meines Lebens nicht mehr meiner Sinne fähig gewesen. —

Mit einer gewissen Heiterkeit des Gefühles, daß ich heute Abend noch einmal Ernstes Zärtlichkeit ohne Qual, ohne Gewissensbisse spüren könne, daß bald aller Kampf zu Ende sei, erwartete ich den Geliebten. Ich sah hinüber zu meinem Bett, auf das Bild der alten Frau und mußte lächeln. Morgen würde ich sie nichts mehr zu fragen haben.

Da höre ich die Treppe unter raschen Sprüngen erzittern. Ernst reißt die Türe auf, stürzt ins Zimmer, bleich und verstört.

Ich eile auf ihn zu: „Was ist geschehn?"

„Alles ist vorbei", ruft er, „alles, alles! Die ganze Welt ist eine Schurkerei! Ein Hallunke schlägt den anderen tot oder saugt ihm das Blut aus. Der Kröser, ja, er ist ein Elender, aber ich, bin ich denn um ein Haar besser? Nein, tausendmal gemeiner als er, bin ich. Er bringt mich um, schließlich, was gehe ich ihn an? Aber ich, ich zerschlage was mir das Liebste und Schönste auf der Welt ist, ohne Zögern schlage ich es kaputt! Luft!" stöhnt er, „Luft!" und stößt mit der Faust das Fenster mitten durch, „ich ersticke!" — Drunten klirren die springenden Splitter auf den Steindamm.

Ich wage nichts mehr zu erfragen, ja kaum zu atmen. Er hatte seinen Kopf gegen die Wand gestützt und schluchzte wie ein Kind. Ich sah Blut aus seiner Hand rinnen, ich wollte es trocknen. Zornig stieß er mich von sich: „rühr mich nicht an! Du sollst rein bleiben, nicht unter Mörder! Was geschehen ist, will ich dir sagen, und dann sollst du mich nie wieder sehn, nie wieder. —"

(Fortsetzung folgt.)

100 Jahre Zürcher Hochschule.

Zürich schickt sich an, die erste Jahrhundertfeier seiner Universität zu begehen. Am 29. April 1833 konnte die Einweihung der Hochschule in festlichem Akt begangen werden. Truppen standen vom Rathause bis zum Großmünster Spalier. Alle Kirchenglocken wurden geläutet. 24 Kanonenschüsse wurden abgefeuert. Im Zuge marschierten die Behörden von Stadt und Kanton, die Tagsatzungsherren, die eben in Zürich tagten. In der Kirche wurde gesungen, Musikstücke vorgetragen. Bürgermeister Hirzel wünschte: „Mögen aus der Hochschule Kämpfer hervorgehen für einen mehr und mehr von Schlacken gereinigten Glauben, Führer, Wegweiser zu wahrer Tugend, zu echter Frömmigkeit, Männer, die dem Recht und der Wahrheit, dem Schönen und dem Guten in Gesetz, Rechtsspruch und Verwaltung zum Siege verhelfen, die die Leiden der Menschen mit geschickter Hand zu mildern, die mit beredtem Munde das reiche Buch des menschlichen Geistes und der großen Natur auszulegen wissen ...." Und Amtsbürgermeister Heß würdigte den großen Augenblick mit den Worten: „Nichts Größeres ist dem Sterblichen gegeben, als die Perle der Wissenschaft erarbeiten zu können, die den Sohn des armen Mannes dem Könige ebenbürdig macht und den ewigen, unveränderlichen Geist vom Staube erhebt." Der erste Rektor der Zürcher Universität aber, Prof. Dr. Oken, der bekannte Naturphilosoph, feierte die Erfindung der Buchdruckerkunst als die Sonne aller Wissenschaft

Die Zürcher Hochschule war eine Frucht des liberalen Umsturzes 1830/31. Auf dem Ustertag im November 1830 verlangten die Zürcher auch eine „durchgreifende Verbesserung des Schulwesens", was in unglaublich kurzer Zeit verwirklicht wurde. Das Schulgesetz vom 28. September 1832 bestimmte: „Der Staat sorgt dafür, daß alle seine Bürger nach freier Wahl sich für Wissenschaft und Kunst naturgemäß ausbilden können. Zu diesem Zwecke errichtet er eine unmittelbar an die Volksschule sich anschließende Kantonsschule und eine Hochschule." Mit seltener Einmütigkeit ging im Kantonsrat der Beschluß, eine Hochschule zu gründen, durch. Man hoffte dabei auf die Möglichkeit, daß diese Universität zur allgemeinen schweizerischen Hoch-Hochschule erklärt werde. Den Gedanken einer solchen hatte Stapfer als Mitglied des helvetischen Direktoriums 1798 zuerst geäußert, ohne indes die Mittel zur Verwirklichung zu haben. Tatsächlich wurden 1832 wieder Verhandlungen gepflogen, um die Idee in die Tat umzusetzen. Schlußendlich kamen aber die Tagsatzungsherren zur Ansicht, eine allgemeine schweizerische Hochschule sei im Hinblick auf die Sprachverschiedenheit, die Bildungsweise und die Bedürfnisse weder notwendig noch wohltätig.

Mit 161 Studenten wurde 1833 die Zürcher Hochschule eröffnet, 16 Theologiestudenten, 26 Studenten der Staatswissenschaft, 98 Medizinern, 21 Philosophiebeflissenen. Diese wurden von 8 ordentlichen, ausnahmslos deutschen Professoren, 16 außerordentlichen und 33 Privatdozenten unterrichtet. Die ordentlichen Professoren bezogen damals eine Besoldung von 1800 Franken, die Kollegiengelder ausgenommen, die außerordentlichen nur 800 Franken. Die Studenten mußten dem Rektor durch Handgelübde versprechen, stets getreu den Gesetzen des Kantons und der Universität zu leben.

Die räumliche Unterbringung war zuerst eine sehr bescheidene. Die Hörsäle waren auf drei, keineswegs benachbarte Gebäulichkeiten verteilt, im sogenannten Fruchthause beim Fraumünster und im „Hinteramt" an der Augustinergasse. Der Zürcher Regierungsrat beschloß aber die unverzügliche Schaffung eines Hochschulgebäudes. Zu diesem Zwecke wurde das „Hinteramt" von 1835—38 umgebaut. Dieses war in einem Teile des ehemaligen Augustinerklosters untergebracht, hatte seinen Namen vom sogenannten „Hinteramt" erhalten, dem die Aufgabe der Verwaltung der Güter des aufgehobenen Klosters Rüti oblag. Am 30. April 1838 war der Umbau vollendet, ein Ereignis, das durch einen Festakt in der neuen Aula feierlich begangen wurde.

Die erste Zürcher Hochschule war nicht auf der Höhe, sondern in der Stadt unten, am sogenannten „Fröschengraben", der kurze Zeit später in Zürichs stolzeste Straße, in die heutige Bahnhofstraße, umgebaut wurde. Ueberhaupt befand sich Zürich damals in einer Periode der Entwicklung. 1836 hatte es eine erste Bank erhalten, 1838 einen botanischen Garten, im gleichen Jahre die Quaianlage vom Rathause zum See vollendet. Für Straßenanlagen wurden Millionen ausgegeben.

Ein schwerer Schlag für die Zürcher Hochschule war der Strauß-Handel 1839. Schon 1836 bestand in Zürich eine Strömung, die den bekannten Verfasser des „Leben Jesu", den geistreichen David Friedrich Strauß, als Lehrer für Kirchengeschichte und Dogmatik berufen wollte. 1839 wurde die Berufung wirklich vollzogen. Das war sicher eine Unklugheit. Unter dem Rufe: „Die Religion ist in Gefahr", bildeten sich überall Komitees. Eine Petition an den Regierungsrat, Strauß dürfe sein Amt nicht antreten, erhielt 40,000 Unterschriften. Der Zürcher Kantonsrat billigte die Volksbewegung. Strauß wurde pensioniert, bevor er sein Amt antrat. Aber die konservativen Zürcher verlangten mehr, die Zusicherung nämlich, die Lehrfreiheit an der Hochschule dürfe nur so weit gehen, als dies innerhalb